



Harlans „Jud Süß“ 1940*: In der Kiesgrube verbrannt

JUD SUSS

Sache Oppenheimer

Die deutschen Kinogänger der letzten NS-Jahre haben ihn noch als schlimmen Unhold aus der schrecklichen Reichsfilmkammer des Dr. Goebbels in Erinnerung — als einen Juden-Vampir nach „Stürmer“-Art, der sie das Gruseln und Hassen lehren sollte. Im nächsten Sommer soll er, der „Jud.Süß“, wieder auferstehen — auf sauberer Leinwand und in Cinemascope.

Zwei jüdische Cinéasten sind daran gegangen, ein neues Filmporträt, entnazifiziert und geläutert, von dem einzigen Horrorjuden anzufertigen:

▷ Der Berliner Produzent Hans Oppenheimer, 46 („Wir Kellerkinder“, „Der Spion, der in die Hölle ging“), leib-

licher Nachfahre des historischen Joseph Süß Oppenheimer, will zehn Millionen Mark in den Farbfilm-„Süß“ investieren;

▷ der illustre Illustrierten-Autor Hans Habe („Die Tarnowska“) schreibt am Lago Maggiore bereits das Drehbuch.

Und diesmal — dafür bürgen Oppenheimer wie Habe, die beide keinen „Wiedergutmachungsfilm“ im Schilde führen — sollen die süße Vita und das bittere Ende des Herzoglich Württembergischen Geheimen Finanzrats auch annähernd tatsachen- und quellengetreu porträtiert werden: Als Vorlage studierte Habe unter anderem eine 1738 veröffentlichte „Vollkommene Historie und Lebensbeschreibung des fameusen und berühmtesten württembergischen Aventureurs Jud Joseph Oppenheimer“ sowie eine antisemitische Novelle von Wilhelm Hauff (1802 bis 1827). Den meisten Süß-Stoff jedoch lieferte ihm Lion Feuchtwangers „Jud Süß“-Roman.

Mit seinem historischen Bestseller aus dem Jahre 1925 (Auflage: 2,5 Millionen) habe, so Habe, „Feuchtwanger den Roman eines Schuldigen, aber auch eines Prügelknaben geschrieben“. Feuchtwangers Held steigt zum Finanzberater des Stuttgarter Herzogs Karl Alexander auf und drangsaliert die Schwaben, indem er ihnen ihr Geld und ihre Frauen abjagt — so lange, bis der herzogliche Kumpan der Tochter seines Vertrauten nachstellt und sie in den Selbstmord treibt. Vater Süß verrät daraufhin einen Staatsstreich seines Herrn und wird aufgehängt. Den Übertritt zum Christentum, der ihm den Kopf gerettet hätte, verweigert er.

„Joseph Süß Oppenheimer“, so deutet jetzt Hans Habe, „war eines der vielen korrupten Produkte einer korrupten Gesellschaft, die manche Ähnlichkeit

mit unserer eigenen Gesellschaft aufweist. Er wurde in einem eisernen Käfig hingerichtet. Aber Hunderte von ebenso korrupten und korrupteren Generälen, Höflingen, Bankiers wurden nicht gehängt.“

Und: „Ich schreibe den Film eines Mannes, der nicht weniger schuldig, aber auch nicht schuldiger ist als die Gesellschaft, die ihn zeugte.“

Ähnlich hatten schon die englischen Autoren (unter ihnen der Schriftsteller Heinrich Fraenkel) empfunden, die 1933 ein erstes „Jew Süss“-Drehbuch nach Feuchtwangers Roman verfaßten. Der Film, vor der königlichen Familie uraufgeführt, präsentierte Conrad Veidt als Stuttgarter Hofjuden Oppenheimer — Veidt war aus Deutschland emigriert, um die Rolle spielen zu können.

Die NS-Arier sahen denn auch in dem Londoner Leinwand-Werk „eine uner-



„Jud Süß“-Autor Habe
Ein neues Porträt...



„Jud Süß“-Verfilmer Oppenheimer
... vom leiblichen Vorfahren

* Werner Krauß als Sekretär Levy, Ferdinand Marian als Jud Süß.

DEWAR'S
**White
 Label**
 SCOTCH WHISKY



dieser
 Scotch ist
 weltberühmt

»Was ist das Besondere an White Label? Sein ungewöhnlich reiner und herzhafter Geschmack. Viele internationale Auszeichnungen bestätigen seinen Ruf. White Label gehört zu den größten Whisky-Marken der Welt.«



BY APPOINTMENT
 TO HER MAJESTY THE QUEEN
 SCOTCH WHISKY DISTILLERS
 JOHN DEWAR & SONS LTD.

hörte jüdische Frechheit“ (so 1934 die „Deutsche Filmzeitung“); über Feuchtwangers Bücher dachten sie ähnlich. Sie deklarierten sie, den „Jud Süß“ inbegriffen, als „Giftstoff fürs deutsche Volk“ und warfen sie ins Feuer.

Ein paar Jahre später freilich, 1940, kam ihnen das Volksgift durchaus zupass. Mit seinem „Terra-Großfilm“ malte Regisseur Veit Harlan einen wahren jüdischen Teufel an die weiße Wand. Er gab damit, der damaligen „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ zufolge, „ein historisches Beispiel, wie das Judentum es verstanden hat, sich immer wieder in deutsche Lande einzuschleichen“.

Zunächst wollte Regisseur Harlan den einstigen Hollywood-Star Emil Jannings als bösen Juden auf die Leinwand bringen. Doch Jannings lehnte ab: „Ich werde nie in einem solchen Film spielen.“ Absagen gaben auch René Deltgen, Paul Dahlke, Rudolf Fernau, Willi Forst und Gustaf Gründgens.

Gründgens: „Als Goebbels merkte, daß wir Schauspieler uns grundsätzlich nicht an diesem Film beteiligen wollten, wurde seine Herstellung schließlich zu einer Prestigefrage.“

Goebbels beantwortete die Prestigefrage mit einem Befehl. Er zwang den sich heftig sträubenden Ferdinand Marian schließlich in die „Jud Süß“-Rolle.

Mit von Harlans Partie waren, neben der unvermeidlichen Harlan-Ehefrau Kristina Söderbaum, auch Heinrich George als Schwaben-Herzog und Werner Krauß, der sich zu besonderer Verwendung ausersehen ließ: Gegen ein Pauschalhonorar von 50 000 Reichsmark personifizierte Krauß gleich ein halbes Dutzend alter Juden.

Veit Harlan erläuterte den „tieferen Sinn“ der Krauß-Maskerade: „Es soll gezeigt werden, wie alle diese verschiedenartigen Temperamente und Charaktere, der gläubige Patriarch, der gerissene Betrüger, der schachernde Kaufmann usw. letzten Endes aus einer Wurzel kommen.“ Harlans kinematographisches „Stürmer“-Werk wurde in Jugendfilmstunden gezeigt; Reichsführer SS Himmler befahl, „Vorsorge zu treffen, daß die gesamte SS und Polizei im Laufe des Winters den Film ‚Jud Süß‘ zu sehen bekommt“. In seinem Dokumentationsbuch „Theater und Film im Dritten Reich“ verdeutlicht der jüdische Historiker Joseph Wulf, der Film sei, „besonders im Osten, der ‚arischen‘ Bevölkerung immer dann vorgeführt (worden), wenn ‚Aussiedlungen‘ in die Vernichtungslager bevorstanden“.

Die „Terra“ warb damals: „Wie der Jude immer wieder sich selbst die Schlinge um den Hals legt, das wird hier zum eindringlichen Erlebnis.“

Seit Hitlers Ober-Arier, die Schlinge am Hals, dem Stuttgarter Hofjuden Oppenheimer nachfolgten, ist „Jud Süß“, diesmal der Harlansche, den Deutschen wiederum als völkisches Gift verboten.

Eine der wenigen Kopien, die von seinem Film noch existierten, hat der bußfertige Regisseur Harlan („Ich war nur ein Werkzeug“), der letztes Jahr starb, für 75 000 Mark aufgekauft und in einer Züricher Kiesgrube unter notarieller Aufsicht verbrannt. Eine weitere Kopie wurde in Lübeck, eine dritte in Freiburg im Breisgau beschlagnahmt

— ein Freiburger Spediteur hatte sie als Sicherheit für seine Steuerschulden beim Finanzamt hinterlegt.

Dreizehn Jahre nach Kriegsende tauchte erstmals wieder ein „Jud Süß“-Projekt auf. Aber das Unternehmen des Filmproduzenten Peter Goldbaum („Helden“) blieb unverwirklicht, obwohl die Hauptrolle bereits vergeben war — an O. W. Fischer.

Doch diesmal ist es soweit: Witwe Martha Feuchtwanger, in Los Angeles wohnhaft, hat die Verfilmungsrechte verkauft, im Tessiner Ascona arbeitet Hans Habe („Ich habe mir die Entscheidung nicht leicht gemacht“) am Treatment, Produzent Oppenheimer sucht schon nach Akteuren: Als bösen Helden seines Farbfilms will er unter allen Umständen den „Lawrence von Arabien“-Darsteller Peter O'Toole gewinnen; in der Rolle des Schwabenherzogs Karl Alexander sähe er am liebsten Gert („Goldfinger“) Fröbe.

Oppenheimer: „Für mich ist die Nazi-vergangenheit wenigstens so weit bewältigt, daß ich mir nicht von den damaligen Machthabern vorschreiben lasse, welche Sachen ich drehe und welche nicht.“

Zudem erscheint ihm gerade die Sache Oppenheimer verheißungsvoll genug: Er möchte mit ihr dem deutschen Tonfilm in der Welt zu altem, gutem Klang verhelfen und endlich „die Idee begraben, deutsche Filme seien im Ausland nicht zu verkaufen“.

führen wollte. Auf Bitten des Japan-Reisenden schob der No-Pater das Ulmer Gastspiel zwischen Auftritte in Athen und Rom.

Wieder daheim, gewann der Architekt die Kultur-„Gesellschaft 1950“ für seinen Plan. Sie war bereit, das Ulmer No aus dem Erlös ihrer Bach-Wochen und Faschings-Bälle zu finanzieren.

Als die 29 No-Spieler letzte Woche in Ulm eintrafen, wurden sie mit Spätzle-Essen und Orgelmusik begrüßt. In Umschlägen bekamen sie 100 Mark und Tips für Ulm zugesteckt.

„Man muß“, sagt „Gesellschaft“-Vorstand Kurt Fried, 59, „dem Staat kulturelle Aufgaben abnehmen, denen er nicht gewachsen ist.“

Mäzenatenbedürftig ist das No-Theater allerdings auch im eigenen Lande. Von No-Rollen allein können die 1300 japanischen No-Schauspieler — mehr als die Hälfte von ihnen gehört der Kanze-Kai-Organisation an — nicht leben. Sie verdienen nebenbei mit Unterricht im No-Gesang und No-Tanz. No-Stunden nahm auch Jesuiten-Pater Ortolani, und das Gelernte demonstriert er nun vor jeder Tournee-Aufführung.

Tatsächlich ist No ohne Erklärungen unverständlich. Das streng stilisierte und reglementierte, langsam und seltsam ablaufende Ritual wirkt auf den Europäer wie auf Macbeth das Leben: „Ein Märchen ist's, erzählt von einem Blöden, voller Klang und Wut, das nichts bedeutet.“



Japanisches No-Gastspiel in Ulm: Dämonen und Damen

THEATER

NO-GASTSPIEL

Langsam und seltsam

Während die Ulmer ihr Münster bauten, begründeten die Japaner ihr No-Theater. Nach 600 Jahren kamen Ulm und No zusammen: Vergangene Woche gastierte ein „Kanze Kai“-No-Ensemble aus Tokio an der Donau. Es war der erste Auftritt einer No-Bühne in Deutschland.

Indes: Kein Kulturfunktionär und kein Kunstbeamter hatte die Japaner-Truppe nach Ulm beordert. Die erste No-Show war Ulmer Bürger-Werk.

Auf einer Japan-Reise hatte der Ulmer Architekt Fritz Schäfer, 45, die Bekanntschaft des italienischen Jesuiten und No-Wissenschaftlers Benito Ortolani, 37, gemacht, der das weltberühmte Kanze-Kai-Ensemble auf Welttournee

Bedeutung wohnt den fremdartig starren Bewegungen der No-Figuren allerdings genügend inne: Handheben vor die Stirn bedeutet Weinen, seitlicher Schleifschritt suggeriert einen Geist über den Wassern, und Aufstampfen weist auf Wahnsinn hin.

Mit Quetschgesang, abgezirkelten Gängen, begleitet von Trommeln und grunzenden Taktrufen stellen die Standardfiguren simple Fabeln um Samurais, eifersüchtige Frauen und rächende Gespenster dar. Dämonen- und Damen-darsteller tragen Masken: Im No treten nur Männer auf.

Was diese Männer von ihrem japanischen Publikum verlangen, wollten sie den aus halb Europa nach Ulm gereisten Japanologen, Theatergelehrten und Kritikern indes nicht zumuten. Das im No-Land fünf Stunden währende Spiel wurde in Ulm auf drei Stunden verkürzt. Pater Ortolani: „Europa lebt schneller.“